

SWR2 Wissen: Aula

Schöne digitale Welt – THE WELL, das Urmodell sozialer Netzwerke

Von Bernhard Pörksen

Sendung vom: Sonntag, 15. Mai 2022, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2022

Im Jahre 1985 schufen Hippies, Schriftsteller, Künstler und Nerds eines der ersten sozialen Netzwerke der Welt mit Namen THE WELL. Was hat man damals anders gemacht? Was lässt sich aus der Vergangenheit der Netzkultur für das Heute lernen?

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT

Anmoderation:

Mit dem Thema: „Schöne digitale Welt – THE WELL, das Urmodell sozialer Netzwerke.“ Am Mikrofon: Ralf Caspary.

Im Jahre 1985 schufen Hippies, Schriftsteller, Künstler und Nerds, also Protagonisten der Gegenkultur, eines der ersten sozialen Netzwerke der Welt mit Namen THE WELL. Sie erfanden damit unsere Zukunft, sie revolutionierten ihre Gegenwart. Wer die Tiefenursachen dieses kommunikativen Klimawandels in unserer Gegenwart begreifen will, sollte die Ur- und Frühzeit der sozialen Netzwerke nicht als bloße Nerd-Geschichte abtun. Was hat man damals anders gemacht? Was lässt sich aus der Vergangenheit der Netzkultur für das Heute lernen?

Antworten gibt Professor Bernhard Pörksen, Medienwissenschaftler an der Eberhard Karls Universität Tübingen.

Bernhard Pörksen:

Zurück zu den Anfängen, zurück zu den Ursprüngen. Ein Büro am Hafen in Sausalito. Es ist das Jahr 1985, ein Tag im April. Als Matthew McClure in seinem Büro, durch dessen Dach manchmal der Regen tropft, inmitten von Kabeln und Kaffeetassen den Computer hochfährt, ahnt er noch nicht, dass in diesem Moment ein historisches Experiment beginnt. Flirrende Buchstaben zucken über den Bildschirm. Im Hintergrund fiept ein Modem. Es ist ein Geräusch, das ihm signalisiert, dass sich jetzt auch andere einwählen in eine der ersten und in eine der einflussreichsten Online-Gemeinschaften der Welt. Sie heißt THE WELL, die Abkürzung steht für Whole Earth Electronic Link. Matthew McClure schaut gleich am Morgen und oft bis spät in die Nacht auf die neuesten Postings. Er mahnt freundlich, wenn mal wieder jemand zu lange Texte schreibt. Er geht dazwischen, wenn sich die Debattierenden verkeilen. Manchmal mobilisiert er auch andere, um ihm bei der Schlichtungsarbeit zu helfen.

Matthew McClure, Stanford-Absolvent, Computerfreak und ein Meister der sanften Kommunikation, ist hier in seinem Element. Zwölf Jahre lang hat er in einer Kommune mit Namen „The Farm“ in Tennessee gelebt. Und er hat, wie viele, die in der neuen Online-Gemeinschaft zusammenkommen, Peyote, Pilze oder LSD genommen. In diesen Momenten des Rausches ist ihm, so sagt er, klar geworden, dass die Barrieren und Grenzen zwischen den Menschen nur ausgedacht sind und dass es eine Art überpersönliches Bewusstsein gibt, das alles mit allem verbindet. Diese Verbundenheit entdeckt er jetzt erneut und ohne Drogen am Beginn des Netzzeitalters und mit Hilfe einer Software, die Menschen über Zeit- und Raumgrenzen hinweg zueinander führt und sie aus ihren Körpern heraus katapultiert in eine neue, geheimnisvoll schillernde Sphäre, den Cyberspace, eine körperlose Stammesgesellschaft.

Matthew McClure ist Außenseiter, Idealist, Avantgardist, alles gleichzeitig. Er entwirft, gemeinsam mit Hippies und Hackern, die Utopie einer virtuellen Gemeinschaft und erfindet eine Welt, die dann doch nie ganz so schön wird wie gedacht. THE WELL, Mitte der 1980er-Jahre gegründet und noch heute existent, ist das Urmodell sozialer Netzwerke. Hier zeigen sich schon früh Schönheit und Schrecken der Vernetzung wie unter einem Brennglas. Und hier prallt die große Sehnsucht nach Verbindung und Verbundenheit auf die Realität. Auch hier, inmitten von Hippies, Civil-Rights-Aktivisten und Kriegsgegnern, gab es Hass und Hetze, Mobbing, Pöbeleien, fiese Schmutzattacken. Aber eben auch jede Menge Solidarität und Hilfsbereitschaft, Spendenaktionen für Kranke und in Not geratene Mitglieder. Und insgesamt war das Klima weniger toxisch, weniger giftig. Wer also die Tiefenursachen des kommunikativen Klimawandels in den sozialen Netzwerken begreifen, wer die Macht der Technologie und den Einfluss der menschlichen Psychologie im Konkreten verstehen will, der sollte sich in die Ur- und Frühgeschichte dieser Online-Gemeinschaft vertiefen, der sollte diesen Mikrokosmos studieren. Und sich fragen: Was hat man damals anders gemacht? Welche richtigen und welche falschen Pfadentscheidungen wurden getroffen? Was lässt sich aus der Vergangenheit der Netzkultur für das Heute lernen? Und wie fing alles überhaupt an?

Der Impuls zur Gründung von THE WELL geht auf den amerikanischen Arzt und Unternehmer Larry Brilliant zurück. Larry Brilliant hatte einige Jahre im Ashram des Gurus Neem Karoli Baba im Norden Indiens gelebt. Gemeinsam mit anderen Sinnsuchern, die er dort traf oder aus früheren Kommune-Tagen kannte, gründete er die Seva Foundation. Ihr Ziel und Zweck: die Bekämpfung von Blindheit in den ärmeren Gegenden der Welt durch kostengünstige Augenoperationen. Und Larry Brilliant probierte, als ein Seva-Hubschrauber in einem entlegenen Tal in Nepal kaputt ging, mit einem Apple II-Computer neuartige Online-Konferenzsysteme aus. Bei diesem Apple II-Computer handelte es sich übrigens um ein Geschenk von Steve Jobs, dem er bei seinen Pilgerreisen begegnet war.

Aber wie dem auch sei: Mit Hilfe dieser Konferenzsysteme gelang es, Hubschrauber-Ersatzteile ausfindig zu machen und sie ohne teure Umwege herbeizuschaffen. Dies war Larry Brilliants Schlüsselerlebnis. Er war fasziniert von der Effektivität dieser neuen Werkzeuge. Und er beteiligte sich, gleichermaßen Philanthrop und Unternehmer, an der Firma Network Technologies International, die ein frühes System für Computerkonferenzen entwickelt hatte. Nur: Wie könnte man, so fragte er sich, dieses System ausprobieren? Und wie ließe es sich bekannt machen? An welche Gemeinschaft ließe sich andocken?

Larry Brilliant bat seinen Freund Stewart Brand um ein Treffen, auch er ein Protagonist der Gegenkultur, einerseits Hippie, andererseits ein früher Vordenker der digitalen Revolution. Stewart Brand war mit den Merry Pranksters und Ken Kesey in einem psychedelisch bemalten Bus herumgezogen. Er hatte Anfang 1966 in San Francisco das sogenannte Trips Festival (LSD war damals noch legal) mit Tausenden von Menschen veranstaltet. Und er war der Erfinder des Whole Earth Catalog, der Bibel der Do-it-yourself-Kommunarden, in der man alles Mögliche finden konnte: Hinweise zur Aufzucht von Ziegen, Tipps für den optimalen Müsli-Mix, aber auch Analysen der Kybernetik und des systemischen Denkens – auf dem Weg zu einer planetarischen und ökologischen Perspektive und einer anderen, besseren

Welt. Steve Jobs nannte diesen Katalog einmal eine Art „Google im Papierformat, 35 Jahre, bevor es Google gab“.

Aber nun zurück zur Geschichte der Online-Gemeinschaft und den Hintergründen ihrer Entstehung. Stewart Brand sollte die Leserinnen und Leser des Magazins mit Hilfe des neuen Konferenztools diskutieren lassen, so Larry Brilliant's Idee. Und er bot ihm Startkapital, Software und einen VAX-Mini-Computer – einen Computer, der faktisch alles andere als „mini“ war, sondern so groß wie ein geräumiger Kühlschrank. Stewart Brand fand die Idee interessant und stimmte zu. Aber er tat dann etwas, was folgte, eine besondere Prägung gab. Er studierte andere, frühe Kommunikations- und Konferenzsysteme, die ihm zu teuer oder problematisch schienen, weil man hier anonym bleiben konnte. Das Gefühl der Anonymität, so diagnostizierte er, enthemmt, weil man aus dem Dunkel heraus mit anderer Wucht kritisiert, verbal zuschlägt. Stewart Brand definierte die Prämissen von THE WELL maximal liberal und legte das gesamte Unternehmen als eine Art spätromantisches Kommune-Experiment unter digitalen Bedingungen an.

Gleichzeitig bestand er darauf, eben weil er die giftigen Formen der computergestützten Interaktion studiert hatte, dass Anonymität unmöglich und der Online-Service – trotz des Verzichts auf Werbung – äußerst günstig sein sollte. Nur dann, so seine Idee, würden ethische Verantwortung und eine spielerische Improvisationslust in der Kommunikation zusammenkommen. Man sollte für kleines Geld teilnehmen können, aber seinen echten Namen verraten müssen, so der Kerngedanke. Acht Dollar im Monat kosteten die Abo-Gebühren von THE WELL zu Beginn. Zwei Dollar zahlte man für jede Stunde, die man das Bulletin-Board nutzte. Bevor man sich einloggen konnte, bekam man einen Sinnspruch zu lesen, über dessen exakte Bedeutung die Mitglieder über Jahre hinweg stritten: „You own your own words!“, so war hier zu lesen. Was sollte das heißen? „You own your own words!“ War das der Versuch von Stewart Brand und Larry Brilliant, jede Haftung abzulehnen für alles, was so geschrieben und gepostet wurde? Vermutlich. Ging es hier um intellektuelles Copyright? Denkbar. Handelte es sich um einen Aufruf zur Selbstverantwortung, ganz nach dem Motto: „Denk darüber nach, was Du sagst und redest“? Gewiss. Dieser Aufruf zum verantwortlichen, zum reflektierten Sprechen in der neuartigen Arena der Online-Öffentlichkeit – dieser Aufruf war zentral.

Wer das Mahn-Mantra von Stewart Brand registriert hatte, war drin. Und stieß auf Texte. Und noch mal Texte. Ein endloses Diskurs-Ping-Pong in einem großen, grummelnden, bei Tag und bei Nacht geführten Gespräch. Es gab keine Bilder. Es gab keine Videos. Es gab kein visuelles Bling-Bling. Sondern nur ein weit verzweigtes, entlang von Oberthemen strukturiertes System von Diskussionssträngen, die von allem handelten, was die Beteiligten just in diesem Augenblick interessierte. Mal ging es hier um LSD-Erfahrungen, dann um die Kindererziehung, die Behandlung von Zeckenbissen bei Säuglingen, islamische Kunst, die Erkrankung eines Freundes, die Feinheiten der Unix-Programmierung, die Konzerte in der Bay Area, spirituelle Grundlagenwerke, die Fankultur der Grateful Dead. Auch die Spezialitäten des Sexlebens der Tarantula-Spinnen waren ein Thema, zu dem einzelne schrieben und posteten.

Die Debatten waren keineswegs immer harmonisch. Es gab einzelne Provokateure, die ihre reine Freude daran hatten, die linksliberalen, friedensbewegten Gemüter mit

ein paar gezielten Bosheiten aufzumischen. Und es gab mitunter wüste Keilereien, die die WELL-Mitglieder "flame wars" nannten, Flammenkriege, die man sich als eine Art Shitstorm im Miniaturformat vorstellen kann, als frühes Wüten der Trolle, die man damals noch nicht so nannte. Und doch: Letztlich gelang das in die Tiefe gehende Gespräch und die Erfindung einer Salonkultur unter neuen Medienbedingungen, trotz mancher Häutungen der Gemeinschaft. Denn THE WELL war, insbesondere zu Beginn, vieles gleichzeitig: das Sehnsuchtsmedium versprengter Ex-Kommunarden, ein Labor der Ideenfindung, Kontakthof, Karrieresprungbrett, virtuelle WG-Küche. Die Gründer von AOL und Craigslist trieben sich hier herum, genauso wie zukünftige Internet-Milliardäre oder Hacker, die später zu zweifelhaftem Ruhm gelangten. Frauen debattierten über ihre Online-Erfahrungen. Die selbst ernannten Wellbeings, die WELL-Mitglieder, liebten ihre Gemeinschaft, das zeigt die Auseinandersetzung um die Besitzverhältnisse.

Tatsächlich hatte THE WELL seit den Anfängen des Jahres 1985 mehrfach den Besitzer gewechselt. Ab Anfang 1992 war THE WELL mit dem Internet verbunden. 1994 kaufte der Alternativ-Unternehmer Bruce Katz sämtliche Rechte, war aber bald mit dem erbitterten Widerstand der Community, die Kommerz- und Profitdenken vermutete, konfrontiert. Man wollte ihn nicht haben, fürchtete den Verlust des ursprünglichen Kommune-Gedankens zugunsten ökonomischer Prinzipien, war argwöhnisch darauf bedacht, „big power“ und „big money“ aus der Gemeinschaft herauszuhalten. Einzelne Mitglieder drohten damit, THE WELL noch einmal neu und unter anderem Namen zu gründen, um Druck zu erzeugen. Bruce Katz gab entnervt auf. 1999 erwarb das Magazin Salon die Community. Seit 2012 ist die Gemeinschaft schließlich im Besitz von einigen Mitgliedern, bis heute. Und über alle Klippen und Veränderungen hinweg hat sich ein elementares Gemeinschaftsgefühl erhalten, bis zum heutigen Tag.

Warum ist das so? Worin bestand und besteht das Zivilitätsgeheimnis? Wer sich durch die Postings der frühen Jahre wühlt, wer die Konferenz-Software und die Schlüsselgeschichten der Gemeinschaft analysiert, der erkennt: Mensch und Medium erzeugen das Kommunikationsklima stets gemeinsam. Wir Menschen sind mit unserer medialen und technischen Umwelt in endlosen, ineinander verschlungenen Feedbackschleifen verbunden, geprägt von dem, was der Netztheoretiker Michael Seemann, den „zwanglosen Zwang dominanter Standards“ nennt. Auffällig und lehrreich sind vor diesem Hintergrund des Mensch-Medium-Verhältnisses fünf Merkmale von THE WELL. Sie stellen in ihrem Zusammenspiel so etwas wie das Betriebsgeheimnis funktionierender, tatsächlich sozialer Netzwerke dar.

Das erste Merkmal: Größe bzw. Kleinheit. Tatsächlich war die Gemeinschaft nie sehr groß und zu keinem Zeitpunkt unüberschaubar. Man begann 1985 mit ein paar hundert Menschen. Maximal 15.000 Mitglieder hatte THE WELL in den besten Zeiten, so der Technologiejournalist John Markoff, selbst ein Mitglied der ersten Stunde. Zunächst dominierten Männer, ab Mitte der 1990er-Jahre war das Geschlechterverhältnis annähernd ausgeglichen. Entscheidend ist: Pseudonyme waren stets gestattet, aber die Klarnamen waren für alle jederzeit einsehbar. Und es gab – im Jargon der Community – jede Menge sogenannter "fleshmeets", persönliche Treffen, private Picknicks und große Partys in der Bay Area. Man sah sich, man kannte sich, man wurde – eben auch durch die direkte Begegnung –

empathischer für das Gegenüber, das man vielleicht schon am Tag darauf wieder online kritisierte. Das heißt: Es fehlte das Diffuse, Unüberschaubare, die Ortlosigkeit globaler Netzwerke.

Zweitens gab es jede Menge Freiheiten, Raum für Experimente. Die Moderatoren fühlten sich einer Laissez-Faire-Haltung in der Moderation der Kommunikation verpflichtet, die weltanschaulich begründet war und technisch verstärkt wurde. Sämtliche Moderatoren der Anfangsjahre – es waren alles Männer – hatten in der Kommune „The Farm“ gelebt. Und ihre Moderationsregeln lesen sich in der Rückschau wie die Maximen, die in den Selbsterfahrungsgruppen der 70er-Jahre angesagt waren. Diese Moderationsregeln lauteten beispielsweise: „Use a light touch“. Oder: „Don't be authoritarian.“ Aber auch die Software selbst (das Programm hieß PicoSpan) war keineswegs neutral, sondern enthielt einen Bias. Der Programmierer Marcus Watts, ein bekennender Libertärer, hatte festgelegt, dass Moderatoren als „faire Zeugen“ benannt und dass die von ihnen gelöschten Texte automatisch als „zensiert“ markiert wurden – eine Voreinstellung, die unwichtig erscheinen mag, aber definitiv nicht unwichtig ist. Denn hier wird eine Grundeinsicht des amerikanischen Netzexperten Lawrence Lessig greifbar, die da lautet: „Code is Law“. Und das heißt: In das Programm selbst sind die Gesetze der Kommunikation eingeschrieben. Es enthält eine wortlose Ideologie, die besagt: „Haltet Euch raus.“

Drittens wurde jedoch eine solche Laissez-Faire-Politik wieder durch eine „kommunikative Belagerung“ der Pöbler und Provokateure eingeeht. Denn wer die Freiheiten missbrauchte, der wurde konfrontiert, er kam nicht einfach so davon. Die allerwenigsten Menschen wurden verbannt, aber es folgte ein Zur-Rede-Stellen, auch das ist entscheidend, um die Qualität des Kommunikationsklimas zu begreifen. Nur ein einziges, sprechendes Detail: An manchen Tagen telefonierte der einstige Farm-Kommunarde John Coate, ein Moderator der frühen Jahre, über Stunden hinweg im Zweiergespräch mit verhaltensauffälligen WELL-Mitgliedern, um sie wieder auf Kurs zu bringen. Man sieht hier: Entschiedene Moderation hilft. Sie erzeugt ein Gespür für die eigene Verantwortung, sie setzt Grenzen.

Viertens hat das Abo-Modell und der Verzicht auf Werbung und Anzeigen eine andere Ökonomie und Ökologie von Information ermöglicht, ein gewaltiger Unterschied zu den Plattformen der Gegenwart, die davon leben, die Userinnen und User auszuforschen, mit ihren Datenprofilen zu handeln und Anzeigen zu verkaufen. Ganz konkret und im Vergleich zu Facebook: Mitglieder von THE WELL fanden und finden nur das, wonach sie selbst gesucht haben. Es gab und gibt kein Datamining und keine speziell optimierten Algorithmen, die einem ungefragt Werbung zuspielen. Und es gab und gibt keine geschickt orchestrierten Anreize in Richtung des Hypes, des Superlativs und des Extrems.

Schließlich und fünftens: Diejenigen, die in dieser Wahlgemeinschaft neuen Typs zusammenkamen, waren sich kulturell ähnlich, geprägt von einer Mixtur aus alternativer Lebensphilosophie, kybernetischem Denken und spiritueller Sehnsucht, die der Kommunikationswissenschaftler Fred Turner in seinem Buch „From Counterculture to Cyberculture“ fulminant analysiert. Und sie hatten – jenseits der persönlichen Interessen – eine gemeinsame Mission, galt es doch die Dynamik des Neuen erst einmal zu verstehen.

Aus diesem speziellen Erkenntnisinteresse, das ab Anfang der 1990er -Jahre zur Publikation von zahlreichen Büchern von WELL-Mitgliedern führte, ergibt sich die öffentliche Wirkung und Bekanntheit dieser stets klein gebliebenen Online-Gemeinschaft. Man studierte und man glorifizierte sich selbst, agierte als teilnehmende Beobachterin oder teilnehmender Beobachter und verachtete Elfenbein-Turm-Wissenschaftler und Lehnstuhl-Experten, die nicht selbst erfahren und ausprobiert hatten, was sie zu erkennen versuchten. Und man analysierte, paradox genug, die entstehende Bildschirmwelt in den Leitmedien der Schriftkultur, verlieh ihr Glamour und Prominenz. Was hier entstand, war eine ekstatische Cybersoziologie, die manchen Computer-Hippie gleichsam über Nacht in einen hippen Berater verwandelte, der fortan zwischen Davos und Dubai mit großer Geste davon berichtete, wie es im Netz so zugeht. Der Computer erschien diesen frühen Protagonisten einer digitalen Boheme nicht nur als eine Maschine. Er war viel mehr – nützliches Werkzeug, philosophisches Modell und Instrument der individuellen Befreiung. Und die Mitglieder dieser frühen digitalen Boheme formulierten weltweit diskutierte Zukunftsbilder. So prägte der Journalist Howard Rheingold, Mitglied seit 1985, den Begriff der „virtuellen Gemeinschaft“ (1993) und entwarf am Beispiel von THE WELL ihr Modell, ohne der Tatsache, dass man sich häufig direkt traf und oft von früher kannte, sonderlich viel Beachtung zu schenken. Da wir mit unserem Körper und unserer Hautfarbe im Cyberspace füreinander unsichtbar sind, so schrieb er sinngemäß, können wir auch keine Vorurteile ausbilden. Herkunft und Hautfarbe, Status und Geschlecht – all das werde weniger wichtig, zugunsten des freien Austausches, zugunsten der echten, wahren Begegnung.

Der Technikphilosoph Kevin Kelly, auch er ein Mitglied der ersten Stunde, schwärmte von der dezentralisierten Eigentümerstruktur und der Schwarmintelligenz der Netzzukunft und schrieb mit dem Buch „New Rules for the New Economy“ (1998) einen Schlüsseltext der Silicon Valley-Ökonomie, dessen Einfluss man gar nicht überschätzen kann. Der einstige Rancher und Grateful-Dead-Texter John Perry Barlow, der gelegentlich prahlte, er habe in seinem Leben mehr als 1.000-mal LSD genommen, beschwor in seinen Essays wie ein wieder geborener Marschall McLuhan die Herrlichkeit der körperlosen Existenz im Cyberspace. Kleine Text- und Stilprobe von John Perry Barlow: „Beim Eintritt in die virtuelle Welt bewohnen wir Information. Tatsächlich werden wir zur Information. Der Gedanke wird Gestalt, und das Fleisch wird Wort.“

Und nur nebenbei: John Perry Barlow war ziemlich einflussreich. Er gründete mit dem einstigen Meditationslehrer, dem Software-Erfinder und WELL-Mitglied Mitch Kapor 1990 die Electronic Frontier Foundation, eine NGO für Grundrechte des digitalen Zeitalters. Und er formulierte die sogenannte Declaration of the Independence of Cyberspace, ein libertäres Manifest, das die Deregulierung feiert und die eigene Staatsverachtung nicht im mindesten verbirgt. Erneut lohnt sich das Zitat. Diese Erklärung beginnt mit nämlich folgenden Worten: „Regierungen der industriellen Welt, ihr müden Riesen aus Fleisch und Stahl, ich komme aus dem Cyberspace, dem neuen Zuhause des Geistes. Als Vertreter der Zukunft bitte ich euch aus der Vergangenheit, uns in Ruhe zu lassen. Ihr seid nicht willkommen unter uns. Ihr habt keine Souveränität, wo wir uns versammeln.“

Inzwischen wirkt eine solche utopistische Dröhnprosa naiv – alles soll der Markt regeln? Alles soll ohne Regulierung funktionieren? Ernsthaft? Inzwischen, so muss

man sagen, hat sich die Stimmung gedreht, der Zeitgeist ist ein anderer geworden. Nach den Pro-Brexit-Kampagnen, nach dem Desinformationsspektakel des US-Wahlkampfes von 2016, nach dem Wahlsieg von Donald Trump, nach der Infodemie-Pandemie, nach dem Sturm auf das Kapitol und im Informationssmog des Ukraine-Krieges wirkt diese Beschwörung einer schönen digitalen Welt seltsam, sie erscheint seltsam aus der Zeit gefallen. Denn inzwischen ist aus der Euphorie von einst, die ein John Perry Barlow formulierte, die Ernüchterung geworden, die Utopie hat sich in eine Dystopie verwandelt. Gegenwärtig wirkt das Netz wie eine einzige, riesige Polarisierungs- und Propagandamaschine, geprägt von Hass, Desinformation und Überwachungskapitalismus.

Auch die Staatsverachtung, das libertäre Denken – all das erscheint am Ende der Pandemie und vor dem Horizont gigantischer Krisen nicht mehr zeitgemäß. Denn wie sollen gegenwärtige und künftige Krisen lösbar sein, ohne eine Politik, die gestaltet, ohne einen Staat, der regulierend gute Rahmenbedingungen für das Leben in Freiheit setzt, ohne langfristige Perspektiven und einen kollektiven Fokus, der im Informationsgestöber des digitalen Universums eben gerade verloren geht?

Aber wie dem auch sei: All die publizierenden und all die öffentlich auftretenden WELL-Mitglieder erfanden – natürlich mit individuellen Akzenten und jeweils anderer persönlicher Note – einen neuen Sound, eine neue Sprache, eben darin bestand ihre Wirkung. Sie mixten im Aufbruch in eine bessere Zeit die Begriffe der Informationstheorie mit den Metaphern der Mystik – auf dem Weg zu einer hybriden Netzwerktheologie, die die Flower-Power-Ideen der Vergangenheit mit libertärer Euphorie und der technisch-kühlen Aura einer heftig imaginierten Zukunft kombinierte. Es war das Vokabular einer Vision, das Alphabet des digitalen Utopismus, das man hier erschuf. Inzwischen dient dieses Vokabular längst anderen Zwecken, es taucht in andren Kontexten und neuen Zusammenhängen auf. Heute taugt es zur ethisch-moralischen Selbsterhöhung, zur Maskerade der Gier im Marketing-Blabla und Bullshit-Bingo des Silicon Valley.

Man entdeckt die Sprache des Digital-Utopismus zum Beispiel in den Postings des Facebook-Chefs Mark Zuckerberg. „Building a Global Community“, so heißt der endlos lange Essay, den Zuckerberg am 16. Februar 2017 veröffentlicht, knapp einen Monat nach der Amtseinführung von Donald Trump, der sich auch mit Hilfe von Facebook an die Macht gepöbel hat. Es ist das Jahr, in dem das Unternehmen Facebook einen Nettogewinn von fast 16 Milliarden Dollar einfährt, sich hier die ersten QAnon-Gruppen bilden und man leider kaum Zeit findet, etwas gegen all die Hassnachrichten zu tun, die zur Vertreibung und Ermordung der muslimischen Minderheit der Rohingya aufrufen. „Online-Gemeinschaften“ – den Begriff hat der THE WELL-Moderator John Coate 1986 erstmals öffentlich verwendet – seien so etwas wie „ein Lichtblick“ in unserer Zeit, so formuliert Mark Zuckerberg. Sie könnten „echte Beziehungen“ und die „soziale Infrastruktur“ stärken, Menschen mit schweren Krankheiten zu neuer Kraft verhelfen, das solidarische Engagement befördern und allen Menschen eine Stimme geben. „Facebook ist nicht einfach nur Technologie oder Werbeträger, sondern eine Gemeinschaft von Menschen“, so schreibt Zuckerberg. Wer dergleichen liest, der hat ein Déjà-vu-Erlebnis. Mark Zuckerberg spricht die Sprache der Computer-Hippies von damals. Aber er tut dies, um sein Milliardenbusiness mit visionärem Pathos aufzuhübschen. Er übernimmt die Rhetorik, aber betrachtet die eigene, riesenhafte Online-Gemeinschaft von ein paar

Milliarden Menschen im Kern als Objekt für die immer perfektere Datenspionage und den Verkauf von Anzeigen, ohne Rücksicht auf die gesellschaftlichen Folgen – wie Datenleaks und die Enthüllungen von Whistleblowern zeigen. Diese Gemeinschaft ist für Zuckerberg ein Business, nicht Ausdruck einer gelebten Vision.

Zurück an den Anfang, zurück zu den Ursprüngen. Was Matthew McClure, der sanfte Community-Manager der ersten Stunde, dazu sagt? Matthew McClure ist heute ein alter Mann. Seine langen Haare und sein Bart sind fast weiß. Wir sprechen über Zoom. Matthew McClure lebt in Petaluma, einer kleinen Stadt in Kalifornien, eine halbe Autostunde vom Hafen in Sausalito entfernt, wo alles anfing. Noch immer meditiert er täglich, manchmal mit seinen Freunden aus der Kommune von einst. Du liebe Güte, was ist nur aus seinen Idealen geworden? Matthew McClure seufzt, wenn man ihn dies fragt. Spricht in Andeutungen, Parabeln. Einmal ist von „Perversion“ die Rede, als es um Facebook und Mark Zuckerberg geht. Dann stockt er. Er wolle nichts Hässliches sagen, meint Matthew McClure, das sei ihm wichtig, noch immer. Und schweigt.
